Der Sultan hat, wenn man dem sonst gut unterrichteten Berichterstatter der „Times“ in Kairo trauen darf, zwei vertraute Agenten nach Egypten geschickt, um dort Untersuchungen über die Umtriebe der geheimen Gesellschaft anzustellen, welche angeblich im englischen Interesse über die gegenwärtige egyptische Regierung und die Oberhoheit des Sultans arbeitet. Danach muß man bis auf Weiteres annehmen, daß es entweder dem Khedive gelungen ist, das Ohr des Sultans wieder zu gewinnen, oder daß in Konstantinopel zur Abwechslung wieder einmal französisch-russische Einflüsse die Oberhand gewonnen haben; vielleicht ist beides zusammengetroffen. Konstantinopel ist bekanntlich die Heimath der vielseitigsten Umtriebe auf der einen, des ängstlichen Mißtrauens auf der anderen Seite, und fortwährende Schwankungen sind überdies der Politik der Pforte um so eigenthümlicher, als sie sich unter keinen Umständen für oder gegen irgend Jemand verpflichten will. Nachdem also eben noch Abbas II., gewiß zum großen Mißfallen Rußlands und Frankreichs, im Stande der Ungnade beim Sultan sich befunden, hat im vorliegenden Falle der Wind plötzlich umgeschlagen, und Abbas wird als „Vasallen der Pforte“ England gegenüber wieder ein wenig der Nacken gesteift. Daß die Pforte den „geheimen Umtrieben“ bis auf den Grund nachgehen und, wenn sie es thäte und solche erwiesen würden, die nöthigen Consequenzen daraus ziehen wird, ist nach den bisherigen Erfahrungen nicht vorauszusetzen, und der neue englische Minister des Auswärtigen, Kimberley, dürfte den Vorfall nur benutzen, um ihn zu Gunsten Englands und zum Schaden des Khedive auszubeuten.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Cleveland, hat bekanntlich noch rechtzeitig (10 Tage nach der Annahme einer Bill durch den Congreß) gegen den Gesetzentwurf, betreffend die Silberprägung, sein Veto eingelegt und mit dem richtigen Hinweis darauf begründet, daß der Antrag Bland, wonach aus dem Prägeschatz monatlich ein bestimmtes Quantum Silbermünzen geprägt werden soll, eine große Vermehrung der Silbercirculation und eine entsprechende Reduction des Goldes im Schatze herbeiführen werde. Das Veto des Präsidenten kann nur durch eine nochmalige Entscheidung des Congresses, welche mit Zweidrittelmehrheit den alten Beschluß aufrecht erhält, beseitigt werden, und man darf gespannt auf das Resultat der Abstimmung sein, da der Präsident mit seinem Veto gewissermaßen die Vertrauensfrage gestellt hat. Viel Vertrieb auf seine eigene Partei ist nicht, sie hat sich bei der ersten Berathung der Blandbill in hellen Haufen von ihm abgewandt, und im republikanischen Lager wird sich schwerlich genügender Succurs zur Ausfüllung der Lücken finden. — Viel Sorge macht dem Präsidenten auch die Wilson'sche Tarifbill, die jetzt dem Senat zur Entscheidung vorliegt. In dieser Körperschaft ist die Stimmung für die Bill eine keineswegs günstige, und man muß es als einen Versuch Cleveland's, den Senat umzustimmen, betrachten, wenn er plötzlich seine Politik in der Hawaii-Angelegenheit geändert hat. Wie berichtet wurde, ist Admiral Walker zum Befehlshaber des Bundesgeschwaders im Stillen Ocean ernannt worden, mit der Weisung, Honolulu zu besuchen und im Perlhafen eine Warnemotation anzulegen, wofür der Congreß kürzlich 250 000 Dollar bewilligt hat. In den Vereinigten Staaten betrachtet man das jetzige Vorgehen als die thatsächliche Einführung der amerikanischen Schutzherrschaft auf den Hawaii-Inseln. Nachdem also Präsident Cleveland erklärt hatte, daß die vorläufige Regierung in Hawaii nur durch einen Mißbrauch des Namens und der Macht der Vereinigten Staaten errichtet worden ist, nachdem er in scharfen Ausdrücken das Vorgehen des früheren Gesandten Stevens getadelt, nachdem er die Nothwendigkeit einer Genugthuung für die Königin Liliuokalani, also ihrer Wiedereinsetzung, zugegeben, sehen wir ihn nunmehr zu der von ihm verurtheilten Politik greifen, augenscheinlich um die Mehrheit des Senats, die mit seinem ursprünglichen Vorgehen sich nicht einverstanden erklärte, zu versöhnen. Dieses Zurückweichen ist wenig geeignet, das Vertrauen in die auswärtige Politik Clevelands zu stärken.

Deutsches Reich.

‡‡ **Berlin**, 30. März. Unter den Mitteln zur Hebung der wirthschaftlichen Lage des ländlichen Grundbesitzes steht in erster Linie die bessere Ordnung der Grundverschuldung. Auch wo die hypothekarische Belastung noch keine bedenkliche Höhe erreicht hat, eröffnet das bestehende Hypothekenrecht die Aussicht auf künftige Ueberlastung. Eine Aenderung der heutigen Grundcreditverhältnisse nach der Richtung der Umwandlung der Hypotheken in Amortisationsrenten ist daher wiederholt seitens der preußischen Staatsregierung als ein erstrebenswerthes Ziel der Gesetzgebung bezeichnet worden. Man würde aber in der Annahme fehlgehen, als ob es sich dabei um auch im Einzelnen bereits festgestellte Pläne handelt. Zunächst befindet sich die Sache, abgesehen von den allgemeinen Zielen, noch durchaus im Stadium der Vorbereitung. Erst an der Hand der gründlichsten Vorarbeiten wird demnächst an die Ausarbeitung positiver Gesetzesvorschläge herangetreten werden. Im Ministerium für Landwirthschaft wird das gesammte, zum Theil durch besondere Erhebungen beschaffte thatsächliche Material geprüft, gesichtet und zusammengestellt. Mit diesen Arbeiten wird ein besonders zu dem Zwecke in das Ministerium berufener Beamter betraut. Wesentlich für den weiteren Fortgang des gesetzgeberischen Planes wird sodann der Verlauf sein, welchen die Gesetzesvorlage über die Landwirthschaftskammern nimmt. Wenn dabei von dem ursprünglichen Gedanken facultativer Einrichtung solcher Kammern zu dem Vorschlage obligatorischer Einführung der Einrichtung übergegangen ist, so ist dabei in erster Linie der Wunsch entscheidend gewesen, bei dem gesetzgeberischen Vorgehen auf dem Gebiete der Grundverschuldung sich des Beiraths einer Vertretung der gesammten Landwirthschaft bedienen zu können. Aus der Berathung der Materie mit diesen Körperschaften wird eine sichere Unterlage für die definitive gesetzgeberische Ausgestaltung des Planes gewonnen werden. In dieser Hinsicht ist es ferner auch nicht ohne Bedeutung, welche Gestalt die Landwirthschaftskammern gewinnen. Davon wird es wesentlich auch abhängen, ob und inwieweit man sie zur thätigen Mitwirkung bei der Organisation und Verwaltung des ländlichen Grundcreditwesens heranziehen kann. Es wird daher jedenfalls noch geraume Zeit vergehen, bis der Plan zu einer Vorlage an den Landtag ausgereift ist.

* **Berlin**, 30. März. Durch die Zeitungen geht jetzt wieder eine der bekannten Zusammenstellungen über die Unterrichtsaufwendungen der einzelnen Staaten. Die Aufstellung rührt von dem Franzosen Camille Flamarion her und ist im „Journal illustré“ zuerst erschienen. Es soll darin der Nachweis geführt werden, daß die meisten Staaten Europas viel mehr für den Krieg, als für die Erziehung aufwenden. Zu diesem Zwecke ist folgende Tabelle aufgestellt:

	Ausgabe auf den Kopf der Bevölkerung: Krieg	Erziehung
Frankreich	20,00 Fr.	3,50 Fr.
England	18,60 „	3,10 „
Holland	17,90 „	3,20 „
Sachsen	11,90 „	1,90 „
Württemberg	11,90 „	1,90 „
Bayern	12,90 „	2,90 „
Preußen	10,20 „	2,15 „
Rußland	10,20 „	0,15 „
Dänemark	8,80 „	4,70 „
Italien	7,60 „	1,80 „
Belgien	6,90 „	2,80 „
Oesterreich	6,80 „	1,60 „
Schweiz	4,10 „	4,20 „

Lassen wir die Tabelle über die Ausgaben für Heereszwecke völlig auf sich beruhen und unterziehen wir nur die Ausgaben für Erziehungszwecke einer Prüfung, so ergiebt sich, daß die Tabelle einen ganz unhaltbaren Maßstab anlegt. Es sind darin nur die Staats-Ausgaben für die Erziehungszwecke notirt, ohne eine Untersuchung darüber, ob das Schulwesen in den einzelnen Staaten vom Staate oder den Gemeinden unterhalten wird. So erklärt sich die hohe Ziffer für Frankreich und die niedrigen Zahlen für die in der Tabelle genannten deutschen Staaten, in denen die Schulunterhaltung in vielen Fällen den Gemeinden obliegt, während Frankreich das System der reinen Staatsschule angenommen hat. Das Königreich Sachsen, das in der Tabelle so ungünstig dasteht, hat allerdings nicht hohe Staatsausgaben für das Schulwesen. Die Staatscasse wandte 1889 für das Volksschulwesen nur 2 684 132 ℳ auf, aber die gesammten Volksschulkosten betrugen 21 832 830 ℳ, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung 6,24 ℳ Volksschulkosten. In Württemberg, das in jener Tabelle mit Sachsen gleichsteht, betrug die staatliche Aufwendung für Volksschulzwecke 1891/92 2 880 404 ℳ, die Gesammtausgabe aber 7 326 387 ℳ, d. h. auf den Kopf der Bevölkerung 3,60 ℳ. In Preußen sind die Staatsausgaben für Schulzwecke durch die Gesetze vom 14. Juni 1888 und 31. März 1889 ungeheuer gewachsen, die Aufwendungen überhaupt aber nicht, da jene Gesetze nur die Umwandlung von Gemeinde- und Vereinslasten in Staatslasten bezwecken. Die Unrichtigkeit der Tabelle liegt also, wie die „Tägl. Rundsch.“ zutreffend betont, auf der Hand. Es kann sich nicht darum handeln, was die betreffenden Staaten aus ihren eigenen Cassen für Erziehungszwecke aufwenden, sondern was in den Staaten aufgewendet wird, mag es aus was für Quellen immer fließen. Ob Staat, Gemeinde, Kirche, Verein u. s. w. die Schulen unterhalten, ist eine Sache, die mit der Werthschätzung derselben nichts zu thun hat. Allerdings würde der culturfremdlichste Franzose, wenn er seine Berechnungen auf einer haltbaren Grundlage ausgeführt hätte, auch zu einem Ergebniß gekommen sein, das die Ausgaben für den Krieg zu hoch erscheinen läßt. Aber so ungeheuerlich ist das Mißverhältniß glücklicherweise doch nicht. Im deutschen Reiche stehen den 658 Millionen Mark für das Heer (Etatsjahr 1893/94) etwa 242 400 000 Mark für die Volksschulen gegenüber. Schon diese Zahl ergiebt, ohne Hinzurechnung der Ausgaben für Hoch- und Mittelschulen, ein wesentlich anderes Bild.

△ **Berlin**, 30. April. Das Reich hat Grund, die Reichshauptstadt zu beneiden. Während ihm die Deckung seines finanziellen Mehrbedarfs verweigert werden soll, wird der Stadt Berlin schlankweg Alles bewilligt, was als durch ihre Finanzlage, die jedenfalls minder bedrängt ist als die des Reiches, geboten bezeichnet worden ist. Und zwar dies von derselben politischen Richtung, welche es sich zur wichtigsten Aufgabe gemacht hat, die Ordnung des Reichsfinanzwesens zu verhindern. Die in ihrer erdrückenden Mehrheit freisinnige Berliner Stadtverordnetenversammlung hat, ohne sich vorher auch nur beträchtlich zu zieren, in die Erhöhung des Gemeindesteuerzuschlages von 85 auf 105 Proc. gewilligt. Schon im vorigen Jahre hatte eine Steigerung von 70 Proc. auf den bisherigen Satz stattgefunden, so daß in dem kurzen Zeitraum von 2 Jahren die Belastung der Berliner Gemeindesteuerzahler rechnerisch um die Hälfte verstärkt worden ist! In Wirklichkeit ist die Vermehrung eine noch empfindlichere, da in Folge der Steuerdeclaration bei einer sehr großen Anzahl Steuerpflichtiger dem Communalzuschlag nunmehr eine höhere Staatssteuer zu Grunde liegt, als vor 1892. Diese enorme Mehrbelastung, welche gleich der Berliner Miethssteuer, dieser Steuer auf den unentbehrlichsten Bedürfnißgegenstand, am schwersten auf den Mittelstand drückt, ist, wie gesagt, von einer freisinnigen Bürgervertretung auferlegt worden. Hier ist man auf das Auskunftsmittel, den Mehrbedarf wegzurechnen, nicht verfallen, selbst der Aufschwung des Börsengeschäftes, der im Reichshaushalt so üppig discontirt werden soll, blieb außer Berücksichtigung, obwohl er doch zweifellos der Steuerkraft Berlins vor Allem zu gute kommen muß. Es scheint in der Finanzwissenschaft noch ein Capitel zu fehlen, überschrieben: „Der Einfluß der parteipolitischen Stellung auf die Ergiebigkeit der Steuern und die Tragfähigkeit der schwachen Schultern.“

— In einem Artikel der „Kreuzzeitung“ zur Branntweinsteuerfrage wird die Forderung nach einer möglichst bald ins Werk zu setzenden Aenderung des Branntweinsteuergesetzes erhoben. Das Blatt erblickt auch heute wieder die beste Abhilfe der jetzigen bedrängten Lage des Spiritusgewerbes in der Einführung des Rohspiritus-Monopols. Bekanntlich hat Finanzminister Miquel bei der Berathung der Steuervorlagen im Reichstage gelegentlich geäußert, daß eine Novelle zum Branntweinsteuergesetz vielleicht noch für die jetzige Reichstagssession beabsichtigt sei. Wie nach dem genannten Blatte indeß verlautet, soll die Einbringung einer solchen Novelle vom Herrn Reichskanzler erst für die Herbstsession gewünscht werden, weil in der gegenwärtigen Session für eine eingehende Berathung der einzelnen Fragen nicht mehr genügend Zeit vorhanden wäre. (?)

— Während des Zollkrieges mit Rußland ist in Westpreußen vielfach darüber geklagt worden, daß Rußland die Regulirung des Weichselstromes auf seinem Gebiete vernachlässige, woraus dem Stromlauf im preußischen Gebiete vielfach Schaden erwachsen sei. Wie die „N. Z.“ hört, stehen Verhandlungen zwischen beiden Regierungen in Aussicht, um die Uebelstände zu beseitigen.

— Die „N. Pr. Ztg.“ schreibt:

Der Regierungsrath Rose, welcher Anfang Januar nach Kamerun abreiste, um eine amtliche Untersuchung über die Ursachen des Aufstandes der Dahomeh-Mannschaften anzustellen, wird mit dem nächsten Woermann-Dampfer zurückerwartet und dürfte nächste Woche hier eintreffen. Manche Gründe sprechen dafür, daß sein aufzustellender Bericht Vorgänge und Personen vielfach in anderem Lichte erscheinen lassen wird, als man sie bisher beurtheilte.“

— Der „Freisinnigen Zeitung“, die vor einigen Jahren die schöne Neuerung bei sich eingeführt hatte, zum Quartalswechsel durch einen schwungvollen Leitartikel zum Abonnement einzuladen, scheint neuerdings die Erfindungsgabe zu eigener Reclame nicht mehr aufzureichen. So bedient sich denn jetzt das Organ des Herrn Richter des „Vorwärts“ als Sprachrohr zu den eigenen Parteigenossen; es schreibt:

„Genau dasselbe, was in dieser Weise der „Vorwärts“ für das socialdemokratische Parteiorgan anführt, gilt auch für die „Freisinnige Zeitung“, deren Verbreitung wir auch an dieser Stelle unseren Parteigenossen für das neue Quartal noch besonders empfehlen.“

— Vom 1. April ab werden nach einem Abkommen mit der Postverwaltung die preußischen Staatsbehörden keine Briefmarken mehr verwenden. Die Gerichtscassen haben deshalb für Postfreimarken, die ihnen bisher als Zahlung eingesandt wurden, künftighin keine Verwendung mehr.

— Einen Beschluß, welcher bei den Arbeitern anderer Länder großes Aufsehen erregen dürfte, haben soeben die deutschen Textilarbeiter gefaßt. Sie haben nämlich, wie die „Correspondenz Textilindustrie“ mittheilt, beschlossen, den im Juli dieses Jahres in Manchester stattfindenden internationalen Textilarbeitercongreß nicht zu beschicken.

— Ueber die Verwendung der 1893/94 zu Beihilfen an unvermögende Schulgemeinden 2c. für Volksschulbauten der Regierung zur Verfügung gestellten 2 Millionen Mark hat der Cultusminister dem Abgeordnetenhause eine Nachweisung zugehen lassen. Danach sind von der genannten Summe 1 194 060 ℳ auf evangelische, 789 890 ℳ auf katholische und 16 050 ℳ auf paritätische Schulen entfallen. Die höchsten Summen haben erhalten die Regierungsbezirke Posen mit 321 290 ℳ, Frankfurt mit 230 047 ℳ, Oppeln mit 222 380 ℳ, Königsberg mit 153 260 ℳ und Gumbinnen mit 134 710 ℳ, die niedrigsten Hildesheim mit 3520 ℳ, Aachen mit 4270 ℳ, Magdeburg mit 8500 ℳ. Ueberhaupt ist der weitaus größere Theil der 2 Millionen auf die östlichen Provinzen entfallen.

— Neue Gewerbe-Inspectionen werden in Posen und Hannover errichtet.

— Die Stelle des Directors vom Orientalischen Seminar in Berlin war bisher commissarisch von dem Universitätsprofessor Dr. Sachau verwaltet. Es soll nunmehr die endgiltige Besetzung nicht durch einen Fachmann, sondern durch einen bekannten Reisenden, dessen letzte Fahrt nach dem Nordcap führte (Güßfeldt?), erfolgen. Die „Voss. Zeitung“ bemerkt dazu: „Wir geben die Meldung, deren Bestätigung Aufsehen erregen dürfte, trotz der Bestimmtheit, mit der sie auftritt, unter allem Vorbehalt wieder.“

* **Friedrichsruh**, 30. März. Die Rede, mit der Fürst Bismarck auf die Ueberreichung der Düsseldorfer Adresse, betreffend die nach seinem Namen erfolgte Benennung eines der Station Norderney gestifteten Rettungsbootes, geantwortet hat, lautet:

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Besuch und für das Wohlwollen, welches Sie mir bei vielen Gelegenheiten schon bethätigt haben und besonders bei diesem Anlasse, daß Sie meinen Namen verknüpft haben mit einem Werke der Menschenliebe, so daß es selbst der Kritik der Gegner nicht ausgesetzt sein kann. Ich freue mich auch darüber, daß Sie das Boot gerade nach Norderney gestiftet haben, an einem Ort, wo ich oft und mit vielem Vergnügen in der See schwamm — jetzt kann ich das allerdings nicht mehr. Damals, als ich dort war, habe ich mich gewundert, wie leicht Einer, wenn er auch schwimmt, bei zu weitem Vorwagen zu Schaden kommen konnte, es dauerte mit der ganzen Mobilmachung des Rettungsapparates vom Lande aus immer lange. In Biarritz, wo ich in den sechziger Jahren mehrmals gewesen bin, hatte man die Einrichtung, daß ein Boot etwa 300 Schritt vom Ufer entfernt während der Badezeit mit Mannschaft besetzt war; von dort konnten die Gefährdeten gesehen und schnell aufgenommen werden. Es wird in Norderney nicht leicht sein, das Boot zu stationiren am Ueberstrande. Einige von Ihnen sind jedenfalls in Norderney gewesen; sonst wären Sie nicht auf den Plan gekommen, das Boot gerade dorthin zu stiften. Es wird eine außerordentliche Verbesserung dieses Verbotes sein, welches ich nur aus den vierziger Jahren kenne. Wie Norderney erst 1866 an Preußen gekommen ist, so sind wir Altpreußen mit dem Düsseldorfer Lande erst seit 1815 in Beziehung gekommen, und jetzt denkt Niemand daran, daß es auch den Rheinländern 1815 nicht angenehm war, preußisch zu werden; sie hatten früher in Düsseldorf eine Zeit der Blüthe unter den bayerischen Statthaltern gehabt und die Entwickelung des Düsseldorfer Kunstlebens ist von bayerischen Ursprüngen ausgegangen. Dieser frühere Gegensatz zwischen den Rheinlanden und den alten preußischen Provinzen war noch in den 30er Jahren, als ich in Aachen war, lebendig, und die beiden verschiedenartigen Ströme des preußischen Staatslebens flossen nebeneinander, ohne sich zunächst zu mischen, wie Rhein und Main bei ihrer Vereinigung, wo man das Wasser beider Flüsse noch lange getrennt erkennen kann. Der Preuße hatte beim Rheinländer allerlei üble Meinungen; wer als Soldat einberufen wurde, ging zu den „Prüß“, und wenn ein Mann von so urdeutschem Namen wie zum Beispiel Graf Honsbroch über den Rhein verreiste, so sagte er mir ohne Arg: „Ich reise nach Deutschland“. So war es noch in den 30er Jahren. Die ersten Beziehungen gegenseitiger Wohlwollens kamen in künstlerischen Kreisen auf und die Düsseldorfer Malerschule hat daran hervorragenden Antheil. Die Anerkennung, welche ihre Kunstschöpfungen im übrigen Deutschland, besonders in Berlin fanden, berührte wiederum in den Rheinlanden angenehm. 1847 bei dem vereinigten Landtage und später bei größerer Leichtigkeit des Verkehrs kamen mehr Rheinländer als früher nach Osten und sahen mit einem gewissen Erstaunen, daß wir so wild und ungebildet nicht waren, wie man ihnen zu Hause erzählt hatte. Wir sind besonders die Herren, welche als Abgeordnete nach Berlin kamen, in Erinnerung. von der Heydt-Elberfeld war schon mehr gereist und weiterfahrener, aber Leute wie Beckerath kamen mit Vorurtheilen nach Berlin; ich erinnere mich, daß ich mit einem Abgeordneten aus dem Trierschen Lande, einem alten würdigen Herrn, auf das Schloßdach in Berlin gestiegen war, von wo wir Ausblick auf die im Bau begriffenen Werder'schen Mühlen hatten, die im alten Burgstil, wie er damals vom Könige geplegt wurde, aufgeführt wurden. „Das wird nun auch wieder so ein Zwing-Uri,“ sagte mein Begleiter. Wie so? „Ja, sehen Sie nicht: Bastionen, Thürme, Zugbrücken, doch natürlich, um Kanonen oben aufzupflanzen und Vertheidigung gegen Volksaufstand vorzubereiten.“ Aber das sind ja Mühlen, und der König baut rein künstlerisch nach diesem Stile. Er blieb dabei, es sei ein Zwing-Uri. Nun, jetzdem sind wir im gegenseitigen Verständniß erheblich fortgeschritten. Ich bin ja in der Lage gewesen, diese Veränderung aus der Vogelperspective zu beobachten. Die parlamentarische Gemeinschaft ist besonders von Gericht gewesen, diese heterogenen und, wie man zuerst allgemein geglaubt hatte, incommensurablen Elemente der altpreußischen Militärdressur und der rheinischen Behaglichkeit zur Berührung zu bringen. Dieses parlamentarische Amalgam ist ja viel wirksamer geworden heute, wo wir statt Preußen Deutschland schreiben können, und auch die früher den Preußen minder günstigen Elemente werden die nationale Gemeinsamkeit der westdeutschen und ostdeutschen Denkweise nicht leugnen können. Deshalb freue ich mich über jeden Anlaß, der die Vertiefung des Gefühls der Gemeinsamkeit darthut. Meine Landsleute, westliche wie östliche, sind beide Träger der deutschen Charaktereigenschaften des Gottesfurcht, der Treue und des Mangels an Sinnlichkeit, wie sie in romanischen Ländern üblich sind. Unsere deutsche Zukunft ist wesentlich auf unsere Verfassung und auf das parlamentarische Leben basirt, lassen Sie uns dieses daher vor Allem pflegen und uns auch nicht einreden, daß es mit einer monarchischen Gesinnung unvereinbar sei,

---

Eine etwas corpulente Dame mit strengem Blicke öffnete. „Mein Name ist Förster“.

„Ah . . .“ Die Züge der Dame entwölkten sich. „Bitte, wollen Sie eintreten, ich werde es gleich meiner Tochter sagen.“

Paul blieb ein paar Minuten in einer Stube mit rothen Plüschmöbeln, einem ovalen Goldrahmenspiegel an der Sophawand und einem bestickten Ofenschirme allein, auf dessen grünem Wollgrunde eine weiße Perlenkatze mit großen viereckigen Augen und mit einem terrassenartig schattirten Schwanze träumte.

Dann kam Frau Reiche mit Martha. Martha in einem grauen, einfachen Kleide, eine Schürze vorgebunden, mit etwas ängstlichen Mienen. „In der Schürze“, dachte Paul, „es stimmt alles. Daß man gleich sieht, wie häuslich sie ist. Bravo, bravo, vorsorgliches Mütterchen!“ Und eine übermüthige Stimmung überflog ihn, er kam sich vor wie der Prinz im Märchen, der das Schuhmachertöchterlein freit, das in Wahrheit eine verzauberte Prinzessin ist.

„Bitte . . .“

Sie setzten sich alle Drei vor den runden Tisch vor'm Sopha, der mit einer rothen Plüschdecke bedeckt war, welche wiederum ein kleineres, mit Goldfäden durchzogenes Erzeugniß der Textilindustrie vor Staub und Fliegen schützte. In der Mitte des letzteren auf einer gehäkelten Spitzenunterlage ruhte ein Album.

„Meine Tochter hat mir bereits von Ihnen erzählt . . . ich freue mich, Sie kennen zu lernen . . . Sie haben, wie ich höre, so schön declamirt . . .“

„Gott verzeihe mir, wenn ich declamirt habe“, dachte Paul. „Ja“, sagte er, „ein paar kleine Gedichte, die mir gelangen, weil sie von Herzen kamen . . . Fräulein Martha fand Gefallen an ihnen, ich habe mir erlaubt, sie ihr mitzubringen . . .“ Er wickelte die kleine rothe Mappe aus dem weißen Seidenpapiere, in die er sie gehüllt. „Sie nehmen sie doch noch an, Fräulein Martha . . .“

Martha wurde so roth wie die Mappe, die sie zögernd erfaßte. Sie wollte etwas antworten, schwieg aber, warf einen Blick auf ihre Mutter, stand plötzlich auf und ging hinaus.

Frau Reiche sah ihr verwundert nach, aber als Dame von Welt blieb sie sitzen.

„Es soll sehr hübsch sein in der Voluptas . . .“

„Nun, gnädige Frau“ (Frau Reiche lächelte verbindlich bei dieser augenscheinlich lange entbehrten Anrede), „wie man's nimmt. Ich muß gestehen, ich bin eigentlich kein Freund solcher Gesellschaften, in denen ja doch nur Jeder seinen Vortheil sucht, der Eine Connexionen, der Andere Kunden, ich ziehe mir den gemüthlichen Verkehr in der Familie vor.“

„Es wird uns sicher ein Vergnügen sein, Sie öfter bei uns zu sehen . . .“

„Ich wäre glücklich, wenn Sie mir dies gestatteten, aber . . . aber . . . ich könnte von solch' gütiger Erlaubniß nur dann Gebrauch machen, wenn Sie mir zugleich gestatten würden . . . nicht — als Fremder kommen zu dürfen . . .“

„Wie soll ich das . . .“, fragte Frau Reiche starr.

„Wenn Ihnen Martha nicht gesagt hat . . .“

„Ich habe allerdings wohl gemerkt . . . wir kennen Sie ja aber noch so wenig . . .“

„Deshalb sollen Sie mich eben kennen lernen!“ rief Paul, „und darum kann ich doch nicht als ein Fremder hier in Ihrem Hause ein- und ausgehen!“

„Ihr Antrag ehrt uns ja sehr . . . aber . . . Sie wissen ja selbst, was heutzutage zu allererst dazu gehört, um . . .“

„Nun, darüber kann ich Sie beruhigen. Ich bin zwar nicht reich, aber es geht mir auch nicht schlecht. Ich bin, wie Sie vielleicht schon wissen, Schriftsteller“.

„Martha besitzt kein Vermögen . . .“

„Ich habe auf nichts Anderes gerechnet, als auf sie selbst!“

„Das heißt, eine Ausstattung bekommt sie, eine gute Ausstattung . . .“

„Und wenn sie auch keine deklme!“ rief Paul freudestrahlend.

„Ja, es kommt Alles auf unsere Tochter an“, fuhr Frau Reiche im Pluralis Majestatis fort, „wir werden unsere Tochter niemals beeinflussen . . .“

„Nun, bitte, dann fragen Sie Ihre Tochter.“

Frau Reiche erhob sich.

Hinter der Thür, im Nebenzimmer, hatte unterdessen Martha gestanden, das Heftchen mit den Gedichten fest auf die Brust gedrückt, tief athmend und auf jeden Laut horchend. Etwas Wildes, Ungebändigtes lag in ihrem Blicke, diesem Blicke, der halb Kindesblick, halb der Blick eines Weibes war.

„Martha, Herr Förster hat eben um deine Hand angehalten“, sagte Frau Reiche fast athemlos.

„Und ich will, ich will keinen Anderen, nie, nie, nie!“ rief Martha, mit dem Fuße aufstampfend.

„So geh hinein“, antwortete Frau Reiche zitternd vor Aufregung und öffnete die Thür. (Fortsetzung folgt.)

Ellida Vilström.

50. Roman von H. Palmé-Paysen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Schweigen Sie — ich befehle es Ihnen —, schweigen Sie!“ ruft er, als Ellida sprechen will, in beinahe gebieterischem Tone, und dann in schmerzlichem Selbstvorwurfe: „Da — da sind die Thränen — ich sagte ja — warum sprach ich denn auch —, gehen Sie, lassen Sie mich — nein, ich will nicht Ihre Hand — nicht so — nicht so —“

Und der heftige Mann wehrt, ohne zu wissen wie rauh, die kleine ihm bebend dargereichte Hand Ellida's bei Seite und will nicht einmal mehr ihr in Thränen schimmerndes Gesicht ansehen — so namenlos ist seine Angst vor einer Enttäuschung. Er ist einige Schritte vorangeeilt, aber da kommt etwas Unvorhergesehenes. Auf den Weg hat er nicht geachtet und sieht denselben jetzt durch eine Anzahl Baumstämme gesperrt, die quer darüber liegen. Ein auf die Seite gefallener Lastwagen steckt daneben mit zerbrochenem Rade im Schnee. Entweder hat man, um vorbeizukommen, gleich den Fuhrwerken, sich seitwärts durch den Schnee zu arbeiten, oder über die Stämme zu steigen, was nicht schwer erscheint, weil diese wie aufsteigende Stufen über einander liegen. Gerhard von Hochstedt überblickt den Platz, bleibt stehen, und als Ellida herangekommen ist, reicht er ihr zur Hilfe die Hand.

„Kommen Sie“, sagt er rauh. „Sie sollen nicht ausgleiten — nicht fallen.“

Und einen Augenblick legt er seinen Arm fest um ihre Gestalt. Wenige Schritte und sie sind oben, dann an der anderen Seite wieder herunter. Diese kurzen Secunden ändern Alles. Er will ihre Hand und sie selbst fahren lassen — aber er kann nicht. Er fühlt, wie sich ihr Arm sanft um seinen Hals legt und ihr blonder Kopf an seine Schulter sinkt, in stummer Alles sagender Zärtlichkeit.

„Ellida! Was thun Sie — Kind? Das zu ertragen, vermag ich nicht — es sei denn —“ er beugt sich nieder, „sehen Sie mich an und dann ein Wort, Ellida!“

Sie biegt ihren Kopf zurück, sie öffnet auch die Lippen, sie ist tief ergriffen und Thränen glänzen in ihren Augen.

„Glauben Sie mir doch — Sie können mich nicht mehr lieben — als ich Sie — immer schon — es ist wahr“ — das stammelnd, löst sie ihre Hände, um mit dem Tuch das Gesicht zu trocknen und zu verdecken, so namenlos schämt sie sich ihres Geständnisses.

Von Zweifel und Unglaubigkeit kann bei ihm nun nicht mehr die Rede sein. „Es ist wahr“, hat sie gesagt, darin liegt seine Zukunft, darin liegt Alles, was er begehrt. Er nimmt ihre Hände vom Gesicht und nimmt es in die seinigen, er küßt sie. Auch seine Augen feuchten sich.

„Also mein?“ sagte er wie aufathmend, wie von einer lang getragenen Bürde befreit. „Liebling, Theuerstes, was ich habe auf der weiten Welt, ich will es Dir mein Leben lang danken!“

Er küßt sie nochmals und erzittert in Wonne, als er einen sanften Gegendruck verspürt. Ja, sie liebt ihn! Er sieht's an Allem. So weich, so ganz Zärtlichkeit und Hingebung hat er sie niemals gekannt. Dieses erste große und reine Gefühl ihres Herzens, das sich nie zersplittert hat, es gehört ihm. Er ist der Glückliche, der Erwählte, dem dies köstliche Gut zufällt.

Kann er diese Seligkeit fassen? Warum sie weint, ein beinahe schluchzendes Weinen, erräth er.

„Nicht wahr? fragte er demüthig, „ich war zu heftig, zu rasch und auffahrend, ich habe Sie erschreckt in meiner vorherigen maßlosen Aufregung, verwundet und gekränkt, verzeihen Sie mir, mein geliebtes Kind.“

„Nein“, lächelte sie unter Thränen, „das ist es nicht.“

„Was ist es denn, mein Liebling, — meine Braut?“ sagte er in beinahe feierlichem Tone, er kann und will sie noch nicht freigeben aus seinen Armen, er muß erst ihr Gesichtchen noch eine Weile nahe dem seinigen sehen, immer noch in ihren Augen lesen, ehe es weiter geht durch den Wald, auf die Straße und dann der Stadt zu. Welch' ein Abend! Die Sterne scheinen eigens für ihn zu strahlen, der Mond nur deshalb so hell zu schimmern, damit er die feinsten Seelenregungen in ihren Zügen beobachten kann.

„Es ist“ — flüsterte Ellida schluchzend und dennoch lächelnd — „nur Freude — es ist das erste Mal, daß es so kommt — denn sonst — sonst, wenn ich weinte, dann that ich es aus Herzleid.“

„Dann weine nur, mein Herz“, sagte er gerührt, „und möchtest Du nie andere Tropfen vergießen. Weine nur diese köstlichen Perlen, ich will nicht traurig darüber sein.“

Und er küßte ihr die glänzende Thräne von der Wange. Dann zieht er sanft den Arm durch den seinigen, und so, Seite an Seite, schreiten sie vorwärts in die helle Nacht hinein.

SLUB
Wir führen Wissen.